

CHARLES DICKENS

Eine Weihnachtsgeschichte

Inhalt

Marleys Geist - Erste Strophe	7
Der erste Geist - Zweite Strophe.....	32
Der zweite Geist - Dritte Strophe.....	54
Der letzte Geist - Vierte Strophe	82
Das Ende - Fünfte Strophe	103

Vorwort

Nur wenige Werke der Weltliteratur sind so eng mit der Weihnachtszeit verbunden wie Charles Dickens' *Eine Weihnachtsgeschichte*. Seit ihrer ersten Veröffentlichung im Jahr 1843 hat diese Erzählung Generationen von Leserinnen und Lesern begleitet. Ebenezer Scrooge, der einsame und verbitterte Geschäftsmann, ist längst zu einer der bekanntesten Figuren der englischen Literatur geworden. Doch hinter der vertrauten Geschichte von Geistern, verschneiten Straßen und festlich erleuchteten Häusern verbirgt sich ein Werk von bemerkenswerter menschlicher und gesellschaftlicher Tiefe.

Zu Beginn der Erzählung erscheint Scrooge als ein Mann, dessen Welt fast ausschließlich von Geld, Geschäft und persönlichem Vorteil bestimmt wird. Weihnachten betrachtet er mit Verachtung. Großzügigkeit hält er für Verschwendung, Mitgefühl für überflüssige Sentimentalität. Während andere Menschen Gemeinschaft suchen und das Fest miteinander verbringen, hat er sich hinter den Mauern seiner eigenen Gleichgültigkeit eingerichtet. Seine Einsamkeit ist dabei nicht allein das Ergebnis äußerer Umstände: Sie ist die Folge eines Lebens, in dem materielle Sicherheit nach und nach den Platz menschlicher Nähe eingenommen hat. Dickens begnügt sich jedoch nicht damit, seinen Protagonisten als einfachen Geizhals darzustellen. Im Verlauf der Erzählung öffnet sich hinter Scrooges Härte eine Vergangenheit voller verlorener Möglichkeiten, Enttäuschungen und Entscheidungen. Die Begegnung mit den Geistern der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Weihnacht wird deshalb zu weit mehr als einer Reihe übernatürlicher Erscheinungen. Sie zwingt Scrooge, sein eigenes Leben aus einer Perspektive zu betrachten, der er sich lange entzogen hat.

Die Vergangenheit erinnert ihn daran, wer er einmal gewesen ist. Die Gegenwart zeigt ihm die Menschen, deren Sorgen und Freuden außerhalb seiner abgeschlossenen Welt existieren. Und die Zukunft führt ihm vor Augen, wohin ein Leben führen kann, das keine Verbindung zu anderen Menschen kennt. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden so drei Spiegel, in denen Scrooge nicht nur seine Handlungen, sondern auch deren Folgen erkennt.

Gerade diese Struktur verleiht der Erzählung ihre außergewöhnliche Wirkung. Dickens erzählt von moralischer Veränderung, ohne seinen Helden von Anfang an als hoffnungslosen Menschen erscheinen zu lassen. Unter Scrooges Kälte sind Erinnerungen, Gefühle und die Fähigkeit zum Mitgefühl erhalten geblieben. Die Geister erschaffen keinen neuen Menschen; vielmehr bringen sie etwas zum Vorschein, das lange verschüttet war. Scrooges Wandlung gewinnt dadurch ihre eigentliche Bedeutung: Sie beruht auf Erkenntnis und auf der bewussten Entscheidung, anders zu leben. Zugleich ist Eine Weihnachtsgeschichte untrennbar mit den gesellschaftlichen Verhältnissen des viktorianischen Englands verbunden. Dickens kannte Armut, soziale Unsicherheit und die Härte der damaligen Lebensbedingungen aus unmittelbarer Anschauung. In der Familie Cratchit erhält diese soziale Wirklichkeit ein menschliches Gesicht. Ihr bescheidenes Weihnachtsfest steht in deutlichem Gegensatz zu Scrooges materieller Sicherheit und emotionaler Einsamkeit. Besonders Tiny Tim erinnert daran, dass sich der moralische Zustand einer Gesellschaft auch daran zeigt, wie sie mit ihren schwächsten Mitgliedern umgeht. Dennoch ist Dickens' Werk keine düstere Sozialanklage. Humor, Wärme, Melancholie und das Übernatürliche wechseln einander ab. Das winterliche London mit seinen dunklen Gassen, dem Nebel, den flackernden Lichtern und

den geschäftigen Straßen wird selbst zu einem wesentlichen Bestandteil der Erzählung. Bedrohliche Erscheinungen stehen neben ausgelassenen Weihnachtsfeiern, bittere Armut neben menschlicher Großzügigkeit, Angst neben Hoffnung. Gerade aus diesen Gegensätzen entsteht jene besondere Atmosphäre, die Eine Weihnachtsgeschichte bis heute unverwechselbar macht.

Auch nach mehr als anderthalb Jahrhunderten haben die grundlegenden Fragen des Werkes wenig von ihrer Bedeutung verloren. Was bleibt von einem Leben, das ausschließlich dem eigenen Vorteil gewidmet ist? Welche Verantwortung trägt der Einzelne gegenüber seinen Mitmenschen? Können vergangene Fehler überwunden werden? Und ist wirkliche Veränderung noch möglich, wenn ein Mensch bereits einen großen Teil seines Lebens auf eine bestimmte Weise verbracht hat? Dickens gibt darauf eine zutiefst hoffnungsvolle Antwort. Die Vergangenheit lässt sich nicht ändern, doch aus ihr kann gelernt werden. Die Zukunft ist nicht unvermeidlich, solange in der Gegenwart andere Entscheidungen getroffen werden können. Scrooges Geschichte handelt deshalb letztlich nicht nur von Weihnachten. Sie handelt von Erinnerung und Verantwortung, von Einsamkeit und Gemeinschaft und vor allem von der menschlichen Fähigkeit, sich selbst zu erkennen und neu zu beginnen. Vielleicht liegt gerade darin der Grund, weshalb Eine Weihnachtsgeschichte bis heute immer wieder gelesen wird. Hinter dem berühmten Weihnachtsmärchen steht eine einfache, aber kraftvolle Vorstellung: Kein Mensch muss für immer derjenige bleiben, der er bisher gewesen ist.

Möge diese Ausgabe dazu einladen, Charles Dickens' zeitlosen Klassiker neu zu entdecken – als Geistergeschichte, als Zeugnis seiner Epoche und vor allem als Erzählung über Mitgefühl, Menschlichkeit und die Hoffnung auf Veränderung.

Marleys Geist - Erste Strophe

Marley war tot, damit wollen wir anfangen. Kein Zweifel kann darüber bestehen. Der Schein über seine Beerdigung ward unterschrieben von dem Geistlichen, dem Küster, dem Leichenbestatter und den vornehmsten Leidtragenden. Scrooge unterschrieb ihn, und Scrooges Name wurde auf der Börse respektiert, wo er ihn nur hinschrieb. Der alte Marley war so tot wie ein Türnagel.

Versteht mich recht! Ich will nicht etwa sagen, daß ein Türnagel etwas besonders Totes für mich hätte. Ich selbst möchte fast zu der Meinung neigen, daß das toteste Stück Eisen auf der Welt ein Sargnagel sei. Aber die Weisheit unsrer Altvordern liegt in den Gleichnissen, und meine unheiligen Hände sollen sie dort nicht stören, sonst wäre es um das Vaterland geschehen. Man wird mir also erlauben, mit besonderem Nachdruck zu wiederholen, daß Marley so tot wie ein Türnagel war.

Wußte Scrooge, daß er tot war? Natürlich wußte er's. Wie sollte es auch anders sein? Scrooge und er waren, ich weiß nicht seit wieviel Jahren, Kompagnons. Scrooge war sein einziger Testamentsvollstrecker, sein einziger Verwalter, sein einziger Erbe, sein einziger Freund und sein einziger Leidtragender. Und selbst Scrooge war von dem traurigen Ereignis nicht so schrecklich mitgenommen, um nicht selbst am Begräbnistag ein vortrefflicher Geschäftsmann sein und ihn mit einem unzweifelhaft guten Handel feiern zu können.

Nun bringt mich die Erwähnung von Marleys Begräbnistag wieder zu dem Ausgangspunkt meiner Erzählung zurück. Es gibt keinen Zweifel, daß Marley tot war. Das muß scharf ins Auge gefaßt werden, sonst kann in der Geschichte, die ich erzählen will,

nichts Wunderbares geschehen. Wenn wir nicht vollkommen fest überzeugt wären, daß Hamlets Vater tot ist, ehe das Stück beginnt, so wäre durchaus nichts Merkwürdiges in seinem nächtlichen Spaziergang bei scharfem Ostwind auf den Mauern seines eigenen Schlosses. Nicht mehr, als bei jedem anderen Herrn in mittleren Jahren, der sich nach Sonnenuntergang rasch zu einem Spaziergang auf einem luftigen Platz entschließt, zum Beispiel auf dem Sankt-Pauls-Kirchhof.

Scrooge ließ Marleys Namen nicht ausstreichen. Noch nach Jahren stand über der Tür des Speichers »Scrooge und Marley«. Die Firma war unter dem Namen Scrooge und Marley bekannt. Leute, die Scrooge nicht kannten, nannten ihn zuweilen Scrooge und zuweilen Marley; aber er hörte auf beide Namen, denn es galt ihm beides gleich.

Oh, er war ein wahrer Blutsauger, dieser Scrooge! Ein gieriger, zusammenkrazender, festhaltender, geiziger alter Sünder: hart und scharf wie ein Kiesel, aus dem noch kein Stahl einen warmen Funken geschlagen hat, verschlossen und selbstgenügsam und ganz für sich, wie eine Auster. Die Kälte in seinem Herzen machte seine alten Gesichtszüge starr, seine spitze Nase noch spitzer, sein Gesicht runzlig, seinen Gang steif, seine Augen rot, seine dünnen Lippen blau, und sie klang aus seiner krächzenden Stimme heraus. Ein frostiger Reif lag auf seinem Haupt, auf seinen Augenbrauen, auf dem starken struppigen Bart. Er schleppte seine eigene niedere Temperatur immer mit sich herum: in den Hundstagen kühlte er sein Kontor wie mit Eis, zur Weihnachtszeit machte er es nicht um einen Grad molliger.

Äußere Hitze und Kälte wirkten wenig auf Scrooge. Keine Wärme konnte ihn wärmen, keine Kälte frösteln machen. Kein Wind war schneidender als er, kein Schneegestöber

erbarmungsloser, kein klatschender Regen einer Bitte weniger zugänglich. Schlechtes Wetter konnte ihm nichts anhaben. Der ärgste Regen, Schnee oder Hagel konnten sich nur in einer Art rühmen, besser zu sein als er: sie gaben oft im Überfluß, und das tat Scrooge nie und nimmer.

Niemals kam ihm jemand auf der Straße entgegen, um mit freundlichen Blicken zu ihm zu sagen: »Mein lieber Scrooge, wie geht's, wann werden Sie mich einmal besuchen?« Kein Bettler sprach ihn um eine Kleinigkeit an, kein Kind fragte ihn, wie spät es sei, kein Mann und keine Frau hat ihn je in seinem Leben nach dem Weg gefragt. Selbst der Hund des Blinden schien ihn zu kennen, und wenn er ihn kommen sah, zog er seinen Herrn in einen Torweg und wedelte dann mit dem Schwanz, als wollte er sagen: »Gar kein Auge, blinder Herr, ist besser als ein böses Auge.«

Doch was kümmerte all das den alten Scrooge? Gerade das gefiel ihm. Allein seinen Weg durch die engen Pfade des Lebens zu wandern, jedem menschlichen Gefühl zu sagen: »Bleibe mir fern!«; das war es, was Scrooge gefiel.

Einmal, es war von allen guten Tagen im Jahr der beste, der Christabend, saß der alte Scrooge in seinem Kontor. Draußen war es schneidend kalt und neblig, und er konnte hören, wie die Leute im Hof, um sich zu erwärmen, prustend auf und nieder gingen, die Hände aneinander schlugen und mit den Füßen stampften. Es hatte eben erst drei Uhr geschlagen, doch war es schon stockfinster. Den ganzen Tag über war es nicht hell geworden, und die Kerzen in den Fenstern der benachbarten Kontore flackerten wie rote Flecken auf der dicken braunen Luft. Der Nebel drang durch jede Spalte und durch jedes Schlüsselloch und war draußen so dick, daß die gegenüberliegenden Häuser des sehr kleinen Hofes wie ihre eigenen Geister aussahen. Wenn man die trübe, dicke, alles

verfinsternde Wolke heruntersinken sah, hätte man meinen können, die Natur wohne dicht nebenan und braue en gros.

Die Tür von Scrooges Kontor stand offen, damit er seinen Kommis beaufsichtigen konnte, der in einem erbärmlich feuchten, kleinen Raum, einer Art Burgverlies, Briefe kopierte. Scrooge hatte nur ein sehr kleines Feuer, aber des Dieners Feuer war um so viel kleiner, daß es nur wie eine einzige Kohle aussah. Er konnte aber nicht nachlegen, denn Scrooge hatte den Kohlenkasten in seinem Zimmer, und jedesmal, wenn der Kommis mit der Kohlenschaufel in der Hand hereinkam, meinte sein Herr, es sei wohl nötig, daß sie sich trennten. Worauf der Kommis seinen weißen Schal umband und versuchte, sich an dem Licht zu wärmen, was aber immer fehlschlug, da er ein Mann von nicht sehr starker Einbildungskraft war.

»Fröhliche Weihnachten, Onkel, Gott erhalte Sie!« rief da eine heitere Stimme. Es war die Stimme von Scrooges Neffen, der so schnell hereingekommen war, daß dieser Gruß das erste war, was man von ihm bemerkte.

»Pah«, sagte Scrooge, »dummes Zeug!«

Der Neffe war vom schnellen Laufen so warm geworden, daß er über und über glühte; sein Gesicht war rot und hübsch, seine Augen glänzten und sein Atem rauchte.

»Weihnachten dummes Zeug, Onkel?« sagte Scrooges Neffe.
»Das kann nicht Ihr Ernst sein.«

»Es ist mein Ernst«, sagte Scrooge. »Fröhliche Weihnachten? Was für ein Recht hast du, fröhlich zu sein? Was für einen Grund, fröhlich zu sein? Du bist arm genug.«

»Nun«, antwortete der Neffe heiter, »was für ein Recht haben Sie, grämlich zu sein? Was für einen Grund, mürrisch zu sein? Sie sind reich genug.«

Scrooge, der im Augenblick keine bessere Antwort darauf bereit hatte, sagte noch einmal »Pah!« und brummte hinterher »Dummes Zeug!«

»Seien Sie nicht böse, Onkel«, sprach der Neffe.

»Was soll ich anderes sein«, antwortete der Onkel, »wenn ich in einer Welt voll solcher Narren lebe? Fröhliche Weihnachten! Der Henker hole die fröhlichen Weihnachten! Was ist Weihnachten für dich anderes, als eine Zeit, in der du Rechnungen bezahlen sollst, ohne Geld zu haben, eine Zeit, in der du dich um ein Jahr älter und nicht um eine Stunde reicher findest, eine Zeit, in der du deine Bücher abschließest und in jedem Posten durch ein volles Dutzend von Monaten ein Defizit siehst? Wenn es nach mir ginge«, setzte Scrooge heftig hinzu, »so müßte jeder Narr, der mit seinem ›Fröhliche Weihnachten‹ herumläuft, mit seinem eigenen Pudding gekocht und mit einem Stechpalmenzweig im Herzen begraben werden.«

»Onkel!« bat der Neffe.

»Neffe«, antwortete der Onkel erbost, »feiere du Weihnachten nach deiner Art und laß es mich nach meiner feiern.«

»Feiern!« wiederholte Scrooges Neffe. »Aber Sie feiern es ja nicht.«

»Laß mich ungeschoren«, brummte Scrooge. »Mag es dir Nutzen bringen. Es hat dir ja immer schon Nutzen gebracht.«

»Es gibt viele Dinge, die mir hätten nützen können und die ich nicht genutzt habe, das weiß ich«, antwortete der Neffe, »und